

HEYNE <

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

BEN SANDERS

THRILLER

AMERICAN BLOOD

LESEPROBE



»Er ist der neue Held für Fans von Jack Reacher und Jason Bourne: Ein aufrechter Einzelgänger namens Marshall Grade mit einer geladenen Waffe und dem festen Entschluss, die Dinge geradezurücken. Was immer auch passiert, ich will ihn auf meiner Seite.«

Michael Robotham

»Ein rasanter Thriller, der eine Blutspur durch die Seiten zieht. Großartige Dialoge und ein Held, der sich vor niemandem versteckt, machen dieses Buch zu einem Muss für Krimifans.«

Kirkus

»*American Blood* ist erstklassig, ausgezeichnet, großartig.«

Lorenzo Carcaterra

**BEN
SANDERS**

**AMERICAN
BLOOD**

THRILLER

Aus dem Amerikanischen von Berni Mayer

PROLOG

Lauren Shore

Sie hätte nie gedacht, dass sie hier enden würde.

Nächtliche Bars. Ein Bild der Hoffnungslosigkeit. Menschen saßen stumm in sich zusammengesunken vor ihren Gläsern, vereint durch ihre Sehnsucht nach Leere.

Sie kannte das Gefühl. Dieses wohlige Gegengift. Jeder neue Schnaps trug eine weitere Schicht Erinnerung ab:

Vergessen der Ärger von heute.

Vergessen der Ärger von gestern.

Vergessen die Namen, selbst der eigene.

Alles verblasste. Bis nur noch dieser Moment und dieser Drink übrig blieben. Manchmal wachte sie angezogen auf ihrem Bett auf, schemenhafte Bilder der Stadt vor ihrem geistigen Auge, denen der Schnaps die Schärfe genommen hatte. Eine übergroße Montage aus Neonlichtern. Wie sie an der Ecke wartete. Auf dem Rücksitz eines Taxis, draußen die Nacht in grellen Streifen.

Und jedes Mal der Vorsatz: Heute Nacht wird anders.

Das sagte sie sich auch jetzt, in diesem Drecksloch mit den niedrigen Decken. Sie saß an einem Tisch in der Ecke mit Blick zur Tür. Jack Daniels und dazu ein Bier, fast leer. Hoffentlich das letzte für heute. Rechts von ihr ein Typ im Anzug, der in seinen Drink starrte, als wollte er sich jeden Moment durch ihn hindurchfallen lassen. Am Nebentisch ein zweiter Typ, der gleiche Anzug, das gleiche Starren. Jacke über die Stuhllehne gehängt, die Krawatte wie eine schlaffe Schlinge um den aufgeknöpften Hemdkragen.

Nur ein einziger Barkeeper, vermutlich an die siebzig, auf seinen Unterarmen ein verblissenes bläuliches Durcheinander von Tätowierungen. Vor ihm aufgereiht: drei Männer auf Barhockern. Ein großer Blonder ganz links an der Theke, und rechts zwei zerzauste Grauhaarige, die sich immer mal wieder etwas zuraunten, offenbar eine todernte Angelegenheit.

Der Blonde saß am kurzen Tresen, den Raum im Blick. Sie hatte ihn noch nie gesehen, und er passte auch nicht hierher, schon gar nicht um diese Uhrzeit. Ein Stella und eine Zeitung waren nicht die Insignien der Kaputten. Er schien ihre Neugier zu spüren und blickte zu ihr hinüber. Sie schaute weg, Richtung Tür, in sicheres, menschenleeres Terrain. So sah sie, wie zwei Männer in Skimasken den Raum betraten.

Junge Typen, Idioten, wahrscheinlich auf Drogen. Turnschuhe, schäbige Jeans, Handschuhe und Jacken, die ihre Hautfarbe verdeckten. Einer hatte die Tasche, der andere die Kanone. Sie schrien die Wörter einzeln heraus, ihre Stimmen heiser vor Adrenalin:

»Auf den Boden! Auf den beschissenen Boden!«

Der mit der Tasche riss die beiden Männer rechts an der Bar rückwärts am Kragen von ihren Stühlen, im Fall ruderten sie mit den Armen. Der Mann neben ihr verschüttete seinen Drink, als er sich auf den Boden legte und ein Telefon aus der Hosentasche fischte. Sie sah die Zahlen 911 aufleuchten. Das hätte sie sein können. Vor dem ganzen Jack Daniels.

Der mit der Waffe hielt sie dem Barmann ins Gesicht und brüllte, er solle die Kasse leeren. Der andere warf ihm die Tasche zu, machte dann die Runde, knöpfte jedem Gast Bargeld, Portemonnaie, irgendwas ab. Der blonde Mann an der Seite hatte sich bisher nicht bewegt, er wartete ab. Einen Ellenbogen auf der Theke, unbeeindruckt, als wäre das alles nichts Neues für ihn.

Der Barmann hatte jetzt die Kasse geöffnet. Das war nicht sein erster Raubüberfall, er zitterte nicht, als er das Geld in die Tasche füllte. Der mit der Waffe hatte die Hand am Abzug, zielte auf den Kopf des Barmanns, trieb ihn zur Eile. Der andere ging im Uhrzeigersinn durch den Raum, nahm den Typen, die er vom Barhocker geworfen hatte, die Geldbörsen ab und war jetzt auf dem Weg zu dem, der etwas in sein Telefon flüsterte.

»Scheiße, was machst du da?«

Er machte einen Satz auf ihn zu, trat ihm auf die Hand, ein Schrei, das Geräusch von brechendem Knochen, als wäre es trockenes Holz. Der Mann streckte die gebrochenen Finger hilflos in die Luft, während der andere auf seinen Kopf einschlug, immer und immer wieder. Der Gast zog sich blutend bäuchlings über den Boden, dann verlor sie ihn aus den Augen, weil der mit der Waffe plötzlich übergroß und abstoßend nah vor ihrem Gesicht auftauchte.

Ein Moment der Panik, die schwarze Wollmaske wie aus einem grässlichen Albtraum, sie konnte seinen Schweiß riechen, und ihre Ohren dröhnten von seinem Geschrei.

»Geld, du kleine Schlampe, wo ist dein verdammtes Geld?«

Er ließ die Tasche fallen und packte sie an den Haaren. Die Pistole war kalt und hart, und ihre Angst so groß, dass sie nicht imstande war zu antworten.

Und dann irgendwo aus dem Hintergrund dieser besonnene Tonfall: »Hey.«

Der Typ ließ sie los und drehte sich um, baute sich vor dem Blondem auf. Der stand ihm unaufgeregt gegenüber, mit hängenden Armen, sein Gesichtsausdruck beinahe freundlich.

»Scheiße Mann, was soll das? Nimm die scheiß Hände hoch.«

Der Blonde gehorchte ohne Eile, als wüsste er eh, wie die Sache ausging.

»Scheiße noch mal, auf den Boden.«

Beide Skimasken kamen jetzt näher, und als der mit der Waffe ihm die Mündung an die Stirn drückte, machte der Blonde mit den Händen eine Scherenbewegung auf Höhe seines Gesichts und entwaffnete ihn übergangslos. Er trat ihm zwischen die Beine, und noch während der andere zusammensackte, hielt er ihn am Hinterkopf fest und hämmerte sein Gesicht auf einen der Tische. Dann machte er einen Satz seitwärts und brach dem Taschenmann mit einem Tritt gegen das Kniegelenk das Bein, was sich anhörte wie das Zertreten von Glasscherben.

Drei Sekunden.

Die Gäste und der Barkeeper waren wie gelähmt, niemand bewegte sich, kollektiver Schock. Der verschüttete Drink breitete sich dünnflüssig über dem Tisch aus, es tropfte über die Tischkante. Der blutig geprügelte Mann lag auf dem Rücken, hielt sich mit zwei Fingern die Nase. Er tastete blind nach seinem Telefon, fand es, aber hob es nicht auf. Die Beleuchtung war erloschen, das Display ein Spinnennetz. Der Blonde blickte hinüber zu seinem Stella, als wolle er es gleich noch austrinken. Zu seinen Füßen lag ausgestreckt die Skimaske mit dem zerschmetterten Bein und zischte etwas durch die Zähne. Das kaputte Gelenk nach außen gedreht, den anderen Fuß vor Schmerz gekrümmt.

Der Blonde musterte ihn kurz abschätzig und kniete sich neben den anderen Mann. Er lag auf der Seite, die Maske hochgeschoben, spuckte Blut und Zähne.

»Du bleibst schön da liegen, ja?«

Keine Antwort.

»Dann sind wir uns ja einig.«

Er stand auf und trat an ihren Tisch. Er trug ein T-Shirt, dicke Venen überzogen seine Arme, und sein Teint war dunkel, als hätte man ihn in Harz getaucht.

Er sagte: »Officer.«

Er hatte richtig geraten. Sie war ein Cop. Sie räusperte sich und versuchte, ihre Überraschung zu verbergen, der Jack Daniels und die Aufregung ließen sie noch immer nicht klar sehen.

Sie sagte: »Eigentlich Detective.«

»Detective. Nah dran.«

Er ließ das Magazin aus der Pistole gleiten, legte es auf ihren Tisch und zog den Schlitten zurück, um die letzte Patrone aus dem Lauf zu entfernen. Eine Beretta M9. Er platzierte die Waffe neben dem Magazin und die Patrone obendrauf.

»Es ist wohl das Beste, wenn *Sie* drauf aufpassen.«

Dann nahm er seine Zeitung und verschwand.

EINS

Marshall

Manchmal lag er nachts wach und dachte an all seine Toten. Es waren die Sünden der Anderen, aber sie raubten ihm dennoch den Schlaf. Den Jungen, den sie in South Brooklyn zurückgelassen hatten. Die aufgeflogene Beschattung in Koreatown. Die vom Midtown South Precinct hatten gesagt, die Transfusion hätte ihm fast das Leben gerettet. Schöne Vorstellung, so kurz vor dem Abgang, und du bist voller Morphium und fremdem Blut.

Die Sünden der Anderen, doch er war ihr Zeuge.

Ihr Komplize, es waren auch seine Toten.

Nachts marschierten sie für ihn auf. Eine Parade der Gräueltaten. Womöglich hatten sie einen reinigenden Effekt: Am Tag dachte er nicht an sie, also musste er sich im Dunkeln mit ihnen auseinandersetzen. Folter und Opiat zugleich.

Er stieß die Decke von sich und setzte sich auf die Bettkante. Die Digitalanzeige des Weckers stand schwerelos und blutrot im Raum: vier Uhr. Draußen vor dem Fenster lag die Nacht, still und sternenlos. Lange Zeit saß er so da. Hin und wieder befreite das vorbeihuschende Licht eines Autos unten auf der Straße den Raum von der Dunkelheit.

Vier Uhr dreißig. Auf dem Nachttisch vibrierte sein Telefon. Der Lichtschein des Displays schien in der Dunkelheit zu schweben. Einen Moment lang schaute er zu, wie das Telefon langsam zum Rand kroch wie ein kränkliches Wesen. Dann legte er sich wieder hin und nahm den Anruf entgegen. Unbekannter Anrufer.

»Ist da Marshall?«

Er hielt das Telefon kurz nach unten und dämpfte sein Räuspern mit dem Handrücken. »Ja, hier ist Marshall.«

»Wir haben vor ein paar Tagen telefoniert. Sie meinten, Sie haben etwas für uns.« Der Anrufer blieb absichtlich vage. Marshall ließ sich Zeit. Beobachtete die Umriss des Ventilators, der über dem Bett gemächlich seine Runden drehte.

Er sagte: »Ich erinnere mich. Wollen Sie immer noch reden?«

»Will ich. Sie wissen, wie so was läuft?«

»Sagen Sie es mir.«

»Wir nennen Ihnen einen bestimmten Ort, an dem Sie sich einfinden. Wenn Sie da sind, besprechen wir die Einzelheiten.«

Marshall sagte: »Okay.«

»Sind Sie in Albuquerque?«

»Nein, aber ganz in der Nähe.«

»Alles klar. Sie brauchen ein Einzelticket. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich kann meine Freunde nicht mitbringen.«

»Genau. Keine Freunde.«

Marshall sagte nichts.

»Sie sagten, Sie können uns eine Probe aushändigen. Trifft das noch zu?«

»Ja. Kein Problem.«

»Gut. Genau das wollten wir hören.«

Marshall sagte nichts.

»Bringen Sie keine Hardware mit. Wir filzen Sie sowieso, ich empfehle also leere Taschen. Damit es schön entspannt bleibt, Sie verstehen?«

»Ich verstehe.«

»Prima. Ich glaube, wir werden gut miteinander auskommen.«

Marshall erwiderte nichts darauf.

»Nehmen Sie die I-25 nach Algodones und lassen Sie ihr Telefon eingeschaltet.«

Der Anrufer beendete das Gespräch. Marshall legte das Telefon mit dem Display nach unten, wie er es vorgefunden hatte, stand auf, zog sich im Dunkeln an und lief zu dem unbenutzten Schlafzimmer, einen Finger zur Orientierung an der Wand. Das Licht im Wandschrank ging automatisch an, als er die Tür öffnete. In der Ecke wartete der alte Dokumenten-Safe, den er in El Paso gekauft hatte. Er stand im Halbschatten, als ob er wüsste, dass er eigentlich für edlere Zwecke bestimmt war. Marshall kniete sich hin und drehte das Rad in gewohnter Links-Rechts-Kombination, eine fließende Bewegung, ohne nachzudenken. Die Tür öffnete sich wie selbstverständlich. Die Grabkammer eines vergangenen Lebens: Schusswaffen, Munition, gut zweihunderttausend in bar. Alles fein säuberlich aufgereiht, wie Beweisstücke in einem Gerichtsverfahren. Drei Fächer voller Zeugnisse einer alten Identität.

Er streckte sich und holte die Remington 870 aus dem obersten Fach, nahm im Schneidersitz Platz. Öffnete das Magazin und lud es mit sieben Kaliber-.12-Patronen aus der halbvollen Magnum-Schachtel aus dem Safe. Dasselbe mit dem Colt, eine .45 nach der anderen. Mit jeder Kugel leistete die Sprungfeder mehr Widerstand.

Er verschloss den Safe und stand auf, bereit zu gehen. Einen Augenblick lang verwandelte die spärliche Beleuchtung die Szenerie in Kunst: eine riesenhafte Silhouette mit einer Waffe in jeder Hand.

Er nahm den Corolla. Die Sporttasche mit den Proben befand sich bereits im Kofferraum. Algodones lag vierzig Autominuten südwestlich an der I-25, unmittelbar am Rio Grande, etwa zwanzig Meilen von Albuquerque entfernt.

Jener Abschnitt der I-25 war eine tote Gegend. Weitab der Farmlands, meilenweit nur ausgedorrter Boden, karge Hügelketten und einige wenige standhafte Grasbüschel am Straßenrand. Wie die letzten Überbleibsel einer grüneren Welt, die von einer Laune der Natur ihrer Farbe beraubt wurde.

Um Viertel nach fünf meldeten sie sich wieder. Er hielt auf dem Seitenstreifen, um den Anruf entgegenzunehmen. Erneut die Warnung in Großbuchstaben: unbekannter Anrufer.

»Wo sind Sie?«

Er sagte: »Auf der 25.«

»In der Nähe von Bernalillo?«

»Eigentlich nicht.«

»Ach so, Sie kommen von Norden?«

»Genau. Santa Fe.«

»Wie weit sind Sie von der 22 entfernt?«

»Nicht weit. Zehn Minuten vielleicht.«

»Okay, das kriegen wir hin. Biegen Sie rechts ab, wenn Sie da sind. Nach ein paar Meilen kommt ein Diner.«

Marshall legte zuerst auf. Es war nur ein kleiner Triumph, aber nicht schlecht, so ein Unentschieden im Auflegen. Psychologisch vielleicht ein kleiner Vorteil.

Bis zum Diner waren es noch mal fünfzehn Minuten. Eine Reklametafel am Straßenrand samt dem dickgedruckten Versprechen eines Rund-um-die-Uhr-Service wies darauf hin. Der Laden hieß Otto's und war ein schlichtes rechteckiges Gebäude, das wie ein übergroßer Wohnwagen einsam auf einem riesigen Kiesparkplatz stand. Ein Truck ohne Anhänger parkte mit der Vorderseite zum Eingang. An der Ecke stand ein Jeep Cherokee. Am Seiteneingang ein paar Limousinen unter einem Staubfilm. Über ihnen der Stumpf einer Klimaanlage in der Wand, aus dem weißer Dampf in die Dunkelheit strömte.

Kies knirschte unter den Reifen, als er einbog. Er parkte neben dem Truck, seine Scheinwerfer offenbarten ungnädig die beschädigten Stellen an der Fassade. Als er den Motor ausschaltete, wurde es mit einem Schlag dunkel. Einen Moment lang blieb er in der Stille sitzen, während die Maschine noch nachtickte und seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Dann stieg er aus und schloss den Wagen ab. Den Colt ließ er im Handschuhfach. Da war er gut aufgehoben, falls sie ihn filzten.

Er ging um den Truck herum auf den Eingang zu, schmeckte die Kühle der Nacht. Im Norden lagen, noch in Dunkelheit gehüllt, die Berge. Im Osten zog schon die Morgendämmerung herauf. Eine schmale blaue Naht am Horizont. Erstaunlich, wie diese herbe Landschaft solch eine Stimmung hergab.

Als er eintrat, ertönte eine Glocke. Er ließ die Tür hinter sich zufallen. Der Tresen vor ihm verschwand fast hinter einer langen Vitrine voller Essen. Ein Stück Apfelkuchen erregte seine Aufmerksamkeit: kalte Gelatine, die sich an Frischhaltefolie rieb. Links von ihm entlang der vorderen Fensterfront eine lange Reihe von Sitzecken. Am Ende saßen zwei Männer nebeneinander mit Blick auf die Tür.

Marshall ging zu ihnen. Sie rührten sich nicht, aber ihre Augen folgten ihm. Beide saßen leicht gebückt mit verschränkten Armen vor halbleeren Kaffeetassen. Einen Augenblick stand er im Mittelgang, erwartete das Abtasten, doch der Mann rechts bedeutete ihm, Platz zu nehmen. Vermutlich eine Frage der Diskretion. Eine Waffenkontrolle in einem Diner erregte nur unnötige Aufmerksamkeit.

»Schon gut. Und verzeihen Sie die unchristliche Zeit.«

Ein trockenes Lächeln, das ihn die Aufrichtigkeit der Entschuldigung anzweifeln ließ, aber Marshall fand geheuchelte Höflichkeit besser als gar keine. Er hatte schon weniger höfliche Leute zu unchristlichen Zeiten getroffen.

Er sagte »Klar« und setzte sich.

Das Kunstleder knarzte leise unter seinem Gewicht. Er rutschte über die Sitzbank bis zur Mitte. Er wusste, mit wem er es zu tun hatte. Links von ihm saß Troy Rojas, ein Latino, sechs Jahre in der Armee, gefolgt von zwölf Jahren im Walpole State Prison. 1992 kam er gerade frisch aus dem Golfkrieg und schoss unter Drogeneinfluss auf einen Beamten der State Police von Massachusetts, der ihn wegen einer Geschwindigkeitsübertretung angehalten hatte. Danach war der Beamte querschnittsgelähmt. Zum Verhängnis wurde Rojas, dass er zwei Monate später mit einem Informanten der Bostoner Polizei darüber redete. Sein Kollege rechts war Cyrus Bolt mit einer jahrzehntelangen Vita voller Drogendelikte. Ohne jeden Zweifel ein Scheißkerl durch und durch, aber nicht in Rojas' Liga.

Bolt trank einen Kaffee. Er war alles andere als attraktiv: ein dürrer Kokser, nur Sehnen und Falten. Als hätte man ihn zerkaut und wieder ausgespuckt. Musste auf die vierzig zugehen.

»Was machen Sie so, Mr. Marshall?«

»Bisschen dies, bisschen das.« Marshall zuckte vielsagend mit den Schultern.

Bolt hob seine Tasse wie zu einem Toast und lächelte wissend. »Was grade so geht. Gefällt mir.«

Eine Kellnerin kam mit einer Kanne Kaffee in der Hand vorbei. Die wuchtige Latina wirkte müde, als serviere sie seit vierundzwanzig Stunden. Marshall hoffte für sie, dass ihre Schicht bald endete. Er angelte die letzte Tasse vom Ständer in der Mitte des Tisches, drehte sie um und bestellte Kaffee, kein Essen. Sie beugte sich zu ihm, schenkte vorsichtig ein, einen Moment konzentrierten sich alle nur auf sie. Dann ging sie weiter.

Marshall sah sich um. Nur noch ein weiterer Gast. Drüben an dem Tisch rechts von ihnen, vermutlich der Fahrer des Trucks. Hatte Kaffee und Eier Benedikt vor sich stehen, ein Sumpf aus Hollandaise. Im Grunde alles andere als ein idealer Ort. Ein Diner mit einem einzigen Gast war nicht gerade anonym. Es sei denn, die Kellnerin war im Bilde. Er trank einen Schluck Kaffee.

Rojas zog den Kopf ein und strich sich durch das pomadige Haar.

»Normalerweise nehmen wir Ihnen die Probe ab, überprüfen sie und treffen uns dann eventuell noch mal.«

»Verstehe.«

Rojas drehte seine Tasse langsam auf dem Tisch und sah sie dabei aufmerksam an. Dann schaute er auf.

»Können Sie uns was zeigen?«

»Kann ich.«

Das war noch nicht mal gelogen, denn natürlich konnte er ihnen etwas zeigen. Dass die Probe nicht die gewünschte Wirkung haben würde verschwieg Marshall lieber.

Rojas fragte: »Wie viel können Sie liefern? Wir haben echte Probleme, genug von dem Zeug aufzutreiben. Deshalb je mehr desto besser.«

Marshall sagte: »Wir haben einen Kontakt in Kolumbien.«

Das hingegen war eine glatte Lüge, aber es schien ihm unhöflich, die gute Stimmung zu trüben.

»Nachschub ist also kein Problem.«

»Richtig. Nachschub ist kein Problem.«

Rojas nickte bedächtig, es schien, als würde er nachdenken. Er musterte Marshall beinahe gleichgültig. Marshall störte das nicht. Er kannte diesen Ausdruck und war zuversichtlich, dass er ihm darin mindestens ebenbürtig war. Ein paar Sekunden probierte er es aus. Dann nahm er noch einen Schluck von seinem Kaffee. Bolt trank von seinem Kaffee. Rojas trank von seinem Kaffee. Der Fahrer des Trucks blickte träge zu ihnen hinüber und trank von seinem Kaffee.

Marshall fragte: »Kommen Sie aus Albuquerque?«

Rojas bewegte den Kopf auf unverbindliche Art. »Könnte man sagen.«

Marshall nickte und sagte: »Na dann.« Er schätzte ein gutes »Na dann«, die kurze Stille, diesen Moment der Besinnung, der darauf folgte.

Er sagte: »Dann gehen wir doch raus und schauen uns an, was ich dabei habe.«

Keiner der beiden antwortete. Rojas griff nach einer Serviette aus dem Edelstahl-Serviettenhalter auf dem Fensterbrett, knüllte sie zusammen und tupfte sich den Mund damit ab.

»Nicht hier. Nicht in so einem Ambiente. Keine gute Idee, mitten in der Öffentlichkeit.« Er machte eine Geste, als wolle er mit seinen Händen Rauch vertreiben. »Und noch reden wir ja nur ganz allgemein. Bei den Einzelheiten sind wir lange noch nicht.«

Bolt ergänzte: »Ist ja nicht so, dass das jemand aufzeichnet. Aber wir wollen eigentlich nur klarstellen, dass wir zu diesem Zeitpunkt noch über alles Mögliche reden könnten.«

Marshall nickte. Vorsichtig waren sie, das musste er ihnen lassen. Die Fenster neben ihm waren ein langes Spiegelkabinett. Ihre leichte Neigung der einzige Makel dieser spiegelverkehrten Welt. Er fragte: »Wie wollen Sie also vorgehen?«

Rojas sagte: »Wir fahren dahin, wo es ein bisschen ruhiger ist. Oder einfach nur ein bisschen ... Sie wissen schon. Privater.«

Marshall sagte: »Warum sind wir dann nicht gleich dahingefahren und sparen uns das Vorspiel?«

»Wir wollen unsere potenziellen neuen Kollegen eben gern vorher kennenlernen.«

Marshall nickte langsam. »Und eure potenziellen Konkurrenten?«

Die Beschichtung des Tisches war alt, das reflektierende Neonlicht erzeugte milchige runde Flecken. Rojas trommelte mit den Fingernägeln auf den Tisch.

»Kaffee beim Kennenlernen, den härteren Stoff beim nächsten Treffen.«

Bolt lächelte.

Rojas lächelte, beinahe lasziv.

Marshall lächelte. Er verstand die mitschwingende Drohung, war sich jedoch sicher, dass er mit ihnen fertig werden würde. Das war keine Arroganz, nur ein Erfahrungswert. Es gab nicht viele Leute mit seinen Fähigkeiten.

Er sagte: »Wir müssen auch nicht auffällig bei mir im Kofferraum herumkramen. Ihr nehmt einfach mit, was ich habe, und macht damit, was ihr wollt. Wenn ihr meint, dass wir uns weiter unterhalten sollten, habt ihr meine Nummer. Wenn nicht, auch kein Problem.«

Rojas dachte nach. Marshall rutschte ein wenig in Richtung Gang und legte seinen Arm um die Lehne der Sitzbank. Die Kellnerin kam vorbei, um nachzuschicken, aber Bolt winkte sie weiter.

Rojas fragte: »Wie viel haben Sie dabei?«

»Eine Probe, wie vereinbart.«

Rojas erwiderte nichts.

Marshall sagte: »Wie ich schon sagte, ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Es ist allein eure Entscheidung, ob ich mehr liefere.«

»Arbeiten Sie immer so?«

Marshall war überzeugt, dass ein gestandener Drogendealer nicht regelmäßig ein-Kilo-schwere Probierpackungen verteilte. Aber er wollte Eindruck schinden und sagte: »Ja.«

Rojas sagte: »Ziemlicher Aufwand.«

Marshall zuckte mit den Schultern. »Wir machen das ja nicht jede Woche. Wie gesagt, wir haben einen großen Vorrat. Unsere Engpässe liegen im Vertrieb, nicht im Nachschub.«

Rojas sah ihn an und nickte altklug, als ob das ein altbekanntes Dilemma sei. Er sagte: »Okay, dann gehen wir nach draußen.«

Marshall streichelte langsam über die Rückseite der Bank, so als müsse er jemanden trösten. »Alles klar. Dann los.«

Er nickte in Richtung der drei Tassen auf dem Tisch. »Ich geb' einen aus.«

In seiner Hosentasche hatte er siebenundvierzig Dollar: zwei Zwanziger, einen Fünfer und zwei Ein-Dollar-Scheine. Der Fünfer in der Mitte war leicht zu ertasten. Er legte ihn auf den Tisch und faltete ihn erst präzise in der Mitte zusammen, dann diagonal zu einem Dreieck.

Rojas und Bolt sahen ihm zu, als wäre er ein Straßenzauberer, der einen Trick abzog. Marshall klemmte den Schein mittig unter seine Tasse und glitt aus der Box. Er stand auf und wartete im Gang.

Rojas deutete mit dem Kopf auf die Tür.

»Nach Ihnen.«

Die Kellnerin lächelte und wünschte ihnen einen angenehmen Tag, als sie nach draußen gingen. Marshall erwiderte den Wunsch. Nur für einen von dreien würde er angenehm werden.

Am Tisch war nicht zu erkennen gewesen, ob sie bewaffnet waren. Vor ihnen herzugehen, machte die Sache nicht einfacher.

Die freundliche Glocke, als sie durch die Tür gingen. Das Summen des Highways klang durch die kühle Luft herüber. Weit draußen sah er Scheinwerfer in der Dämmerung. In der endlosen Landschaft schienen sie sich nur langsam zu bewegen.

Sein Parkplatz erwies sich als etwas problematisch, da er die beiden hinter sich haben wollte, wenn er den Kofferraum öffnete. In der jetzigen Konstellation würden sie, wenn er den direkten Weg wählte, links von ihm dort anlangen. Machbar, aber nicht ideal, er hätte ihnen lieber die Sicht versperrt.

Er kramte seine Schlüssel aus der Hosentasche und fächerte sie auf der Handfläche auf, tat so, als suche er den richtigen, während er sich nach rechts bewegte, auf den Cherokee an der Ecke zu. In der Morgendämmerung ein plausibler Irrtum, wenn man gerade abgelenkt war.

Rojas und Bolt liefen auf gleicher Höhe dicht hinter ihm, vielleicht einen halben Meter entfernt. Er war fast da, als Bolt ihn festhielt.

»Falscher Wagen.«

Marshall schaute auf und blieb stehen. »Oh. Tatsächlich.«

Er drehte sich auf dem Absatz um, fädelt sich zwischen ihnen ein und schritt in Richtung Corolla. Er beschrieb einen leichten Kreis, sodass sie jetzt geradlinig auf dem Kofferraum zuliefen. Er hörte ihre Schritte seitlich hinter sich, ganz nah. Bolt rechts, Rojas links. Eine kompakte kleine Prozession. Ihr bleicher Atem stieg auf, als ob sich ihre Seelen verflüchtigten.

Er hatte den Corolla erreicht. Der Wagen war kalt wie die Wand einer Leichenhalle. Rojas ließ ihm keinen Platz. Er drängelte sich ans Rücklicht, unmittelbar an Marshalls linker Schulter. Sobald er den Kofferraum öffnete, würde Rojas alles sehen. Bolt blieb ein paar Schritte rechts hinter ihm stehen. Nur das tiefe Summen der Klimaanlage und das schwächere des abgeschiedenen Highways im Hintergrund waren zu vernehmen.

Marshall tat erneut so, als suche er den Schlüssel, sanft klirrte das Metall in seiner Handfläche. Nicht dumm, wie sie sich positioniert hatten. Rojas war nah genug dran, um ihn zu packen, und Bolt weit genug entfernt, um ihm in den Rücken zu schießen.

Rojas steckte seine Hände in die Hosentaschen und presste die Arme an den Körper wegen der Kälte. Er federte mit den Knien. »Jetzt machen wir bitte keinen Staatsakt draus.«

Marshall beendete die Scharade. Er nahm den passenden Schlüssel und steckte ihn ins Schloss. Das Metall knirschte sanft. Einen Moment lang fokussierte sich alles auf dieses glasklare Geräusch, das die Stille der gigantischen Naturkulisse durchbrach.

Eine Viertelumdrehung.

Der Mechanismus rastete problemlos ein. Der Deckel öffnete sich einen Spalt weit. Marshall veränderte seine Körperhaltung minimal, sodass er mit dem Rücken zu Rojas stand. Der Kies knirschte, als er sich auf dem Fußballen drehte. Dann klappte er den Kofferraumdeckel auf, indem er mit den Fingern Druck auf den Schlüssel ausübte, wie bei einem Hebel.

Ein stimmiges Bild: Die Sporttasche stand offen, darin deutlich sichtbare Plastikbeutel mit weißem Pulver. Ihnen galt Rojas' Aufmerksamkeit.

In einer mühelos gleitenden Bewegung beugte sich Marshall hinunter, griff nach der Remington 870 am hinteren Rand des Kofferraums, machte einen blitzschnellen Ausfallschritt auf Bolt zu und schlug ihm die Unterseite des Gewehrgriffs ins Gesicht.

Bolt konnte noch nicht einmal die Hände heben.

Der Griff der Schrotflinte brach ihm die Nase. Sein Kopf flog nach hinten wie bei einem Auffahrunfall. Blutend sank er zu Boden, und Marshall stieg über ihn hinweg, um sich Platz zu verschaffen. Er richtete das Gewehr auf Rojas.

»Nicht bewegen.«

Rojas hatte sich in den Kies neben das Auto geduckt, eine Hand am Kotflügel, um das Gleichgewicht zu behalten, die andere hinter seinem Rücken.

Marshall sagte: »Was versteckst du da?«

Rojas antwortete nicht. Die Ruhe nach dem Sturm. Nur sie drei wussten, dass etwas passiert war in dieser totenstillen endlosen Weite. Rojas kauerte im Staub, Bolt lag da wie ein Fötus, hielt die Hände vors Gesicht, Blut sickerte durch seine Finger. Marshall stand über ihm.

Rojas richtete sich zur vollen Größe auf, die eine Hand noch immer verborgen. Er tat einen Schritt vom Auto weg. Marshall verfolgte ihn mit dem Lauf und leerem Gesichtsausdruck.

»Sie zeigen mir jetzt Ihren Arm, und wir hoffen, dass an seinem Ende nichts weiter als frische Luft ist.«

Rojas fragte: »Wie alt bist du?«

»Das dürfte jetzt Ihr geringstes Probleme sein.«

»Du bist doch noch gar nicht alt genug, um mit einem Gewehr zu spielen.«

Marshall legte den Finger an den Abzug. »Bin mittlerweile ganz gut in dem Spiel.«

Rojas schwieg.

Marshall sagte: »Ihr Kumpel kann das bestätigen.«

»Überleg dir das lieber noch mal.«

»Sparen Sie sich Ihre Ratschläge. Machen wir weiter.«

»Das wird dir noch leidtun.«

Marshall blickte am Lauf entlang, zielte auf Rojas' Brustkorb.

»Na gut, lassen Sie die Hand einfach hinterm Rücken, dann werden wir ja sehen, wem es am Ende mehr leidtut.«

Rojas nickte in Richtung der Schrotflinte. »Wetten, du hast noch keine einzige Salve damit abgefeuert.«

Marshall sagte: »Da wette ich dagegen.«

Rojas schwieg.

Marshall sagte: »Sie verwetten gerade Ihr Leben. Aus dieser Entfernung kann ich gar nicht danebenschießen.«

Noch immer keine Antwort. Einen Moment lang standen sie einfach nur da. Rojas mit starrem Blick, vielleicht dachte er darüber nach, was gerade passiert war, vielleicht suchte er nach einem Ausweg. Marshall kam ein paar Zentimeter näher. Keine zwei Meter zwischen ihnen, eine Stille wie tief unter der Erde. Ihre Welt bestand nur noch aus dem Gewehr.

Marshall sagte: »Wenn Sie dahinten was haben, lassen Sie es fallen.«

Keine Reaktion.

Marshall kam noch ein kleinen Schritt näher. Der Lauf der 870 war lang, er durfte nicht in Rojas' Reichweite kommen. Er spürte, dass Rojas genau das wollte. Marshall zählte innerlich rückwärts von drei auf null, dann trat er ihn mit dem linken Fuß zwischen die Beine.

Rojas würgte und krümmte sich, blieb aber stehen. Marshall trat ihn ein weiteres Mal, dieses Mal in die Eingeweide, ein heftiger Kick mit dem linken Spann. Rojas blieb der Atem weg, und er fiel auf den Bauch. In der Hand hielt er einen vernickelten Revolver. Marshall trat auf sein Handgelenk, entriss ihm die Pistole und steckte sie sich in den Gürtel.

»Noch etwas, wovon ich wissen sollte?«

Rojas keuchte. Die Beine angezogen, einen Arm über den Bauch gelegt, versuchte er, sein Handgelenk zu befreien. Die Haut warf Falten, dort wo Marshall sich mit seiner Sohle eingegraben hatte.

»Nein, verdammt noch mal, geh da runter.«

»Was ist mit dem Nasenmann?«

»Er ist unbewaffnet.«

Stimmte wahrscheinlich nicht, war bei Bolts gegenwärtigem Zustand aber auch egal. »Wenn er irgend- etwas anderes als sein Gesicht anfasst, knall ich euch beide ab.«

Rojas versuchte noch immer, sein Handgelenk zu befreien.

Marshall sagte: »So machen Sie's nur noch schlimmer.«

Er schaute auf die Fensterfront. Keine Gesichter an den Scheiben. Seine kleine Abrechnung blieb eine Privatangelegenheit.

Er ging in die Hüfte und legte sich das Gewehr über die Knie.

»Sie hätten auf mich hören sollen.«

Rojas antwortete nicht. Es schien, als hätte er den Kampf um seine Hand aufgegeben, als hätte er sich damit abgefunden, sie nicht mehr einsetzen zu können. Sein Atem ging flach und pfeifend.

»Entschuldigung, dass ich Sie in die Irre geführt habe. Ich bin eigentlich kein Geschäftsmann.«

»Was willst du?«

Marshall blickte zu Bolt, um sich zu vergewissern, dass er nichts tat, was er nicht sollte. Widerspenstig an ihm war nur noch seine Nase, die nicht aufhörte zu bluten.

Marshall sagte: »Ich suche jemanden.«

»Wen?«

»Eine junge Frau.«

»Wie heißt sie?«

»Alyce Ray. Alyce mit Y.«

»Noch nie von ihr gehört.«

»Ich dachte mir, dass Sie das sagen.«

»Nie gehört.«

»Gut. Aber entweder Ihr Boss oder einer Ihrer Kollegen oder einer Ihrer Kunden weiß, was mit ihr passiert ist.«

Keine Antwort von Rojas.

Marshall sagte: »Was ich sagen will: Jemand hat Antworten, und Sie sind in der Lage, sie mir zu beschaffen.«

Rojas schwieg weiter.

Marshall blickte prüfend in die Ferne. Bei den Lichtverhältnissen in dieser Ödnis wäre Blaulicht schon von Weitem zu sehen. »Sie können sich umhören. Sie haben ja meine Nummer.«

»Fick dich.«

»Denken Sie einfach drüber nach.«

»Was bist du? Ein Privatdetektiv oder so was?«

»Nur ein besorgter Gentleman.«

»Du hast da gerade eben einen wirklich dummen Fehler gemacht.«

Marshall sagte: »Vielleicht sogar zwei. Wenn Sie ihn da mitzählen.«

Rojas sagte: »Typen wie du bleiben nicht lange am Leben.«

Marshall stand auf. Niemand am Fenster des Diners. »Wir werden ja sehen. Wenn ich nichts von Ihnen höre, muss ich Sie suchen. Und dann gibt's härteren Stoff als nur Kaffee. Verstanden?«

Rojas lächelte zu ihm hoch. Eine hässliche Grimasse. »Uns musst du nicht suchen. Scheiße, mach dir da keine Sorgen.«

»So geht's schneller. Aber wir finden einen Kompromiss.«

Rojas schwieg. Marshall sah, wie er sich zwang, sein Handgelenk nicht zu bewegen. Er legte die 870 zurück ins Auto und holte dafür die .38er aus dem Gürtel. Dann schloss er den Kofferraumdeckel, zog den Schlüssel ab und ging dahin, wo Bolt lag. Kein Mucks. Halboffene Augenlider, kaum bei Bewusstsein. Marshall zog ihn am Kragen aus der Ausfahrtschneise des Wagens.

Marshall sagte: »Ich würde hier nicht weiter rumhängen.« Er nickte zu Bolt. »So sieht niemand aus, der sich den Kopf an der Tür gestoßen hat.«

Dann stieg er in den Corolla und fuhr weg.

Lesen Sie weiter in

Ben Sanders

American Blood

Thriller. ca. 336 Seiten

ISBN 978-3-453-41839-4

Auch als E-Book erhältlich

ISBN 978-3-641-15704-3

Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung von Motiven von © shutterstock/conrado (Mann)
und © Lerche & Johnson (Straße)

www.heyne.de